

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 19 (1951-1952)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Abendrot Europas  
**Autor:** Röpke, Wilhelm  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-758673>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## ABENDROT EUROPAS

Von Wilhelm Röpke

Wenn es richtig ist, daß Geschichte vor allem anderen eine fortgesetzte Bemühung um «Vergegenwärtigung» des Vergangenen ist, so ist das eine Feststellung, die zu manchen nachdenklichen Bemerkungen zwingt und schließlich zu unauslotbaren philosophischen Tiefen führen muß. Von diesem Thema der «Geschichte als Vergegenwärtigung» wird zu gegebener Zeit zu reden sein, und da es sich um Fragen handelt, die uns alle angehen und in denen wir alle unsere innere Erfahrung besitzen, so wird auch der nicht zur Zunft der Historiker Gehörende sich zu einem Beitrag berechtigt fühlen. Von den sehr merkwürdigen Erscheinungen, auf die wir hier stoßen, sei hier eine einzige herausgehoben.

Wenn nämlich und soweit Geschichte «vergegenwärtigen» soll, möchte man meinen, daß die eben erst durchlaufene Epoche, die fast noch Gegenwart ist, uns besonders «gegenwärtig» sein müsse. Das ist indessen keineswegs die Regel, und noch immer scheint die Bemerkung Guizots berechtigt: «L'histoire d'avant-hier est la moins connue; celle d'hier la plus oubliée.» Nicht als ob wir über die Geschichte von gestern nicht besonders gut unterrichtet seien. Nicht das ist es, was gemeint ist. Das Auffallende ist vielmehr, daß diese allerjüngste Vergangenheit so oft diejenige ist, die am wenigsten lebendig ist, am wenigsten ein Teil des zeitgenössischen Bewußtseins ist und am wenigsten in ihrem Gesamtcharakter verstanden wird. Es bedarf offenbar immer eines gewissen Zeitabstandes und Klärungsprozesses, einer gewissen Beruhigung von heftigen Reaktionen und einer langsamen Berichtigung vorherrschender Vorstellungen von der jüngsten Vergangenheit, damit in uns der Wunsch erwacht, uns aufs neue mit ihr zu beschäftigen und ihre Umrisse, ihr Klima und ihre Lebensgesetze mit der Art von Wärme, ja Rührung zu bestimmen, mit der der einzelne, sobald er eine gewisse Altersstufe erreicht, sich der eigenen Jugend zuzuwenden beginnt, die im Bewußtsein des vorwärtsstürmenden Mannes zeitweilig verblaßt war. Eine «Jugenderinnerung» ist in der Regel immer diejenige «eines alten Mannes», aber diese Tatsache ist mehr als ein bloßer Vergleich oder eine Parallele zu dem uns hier interessierenden Gesetz, dem unser Bewußtsein von der

Geschichte von gestern unterworfen zu sein pflegt. Beides steht in allerengstem Zusammenhange zueinander: Die Gesellschaft beginnt sich der Geschichte von gestern zunehmend zu erinnern und sie sich zu «vergegenwärtigen», wenn sie zugleich zur wieder lebendig werdenden Jugenderinnerung derjenigen Generation wird, die in ihr herangewachsen ist.

Vergessen und Wiedererinnern der Geschichte von gestern werden besonders heftige Formen annehmen, wenn uns vom Gestern eine Katastrophe trennt, die über die Vergangenheit gleich einem Vorhang fällt und sie nicht nur unwiederbringlich, sondern gerade in ihrem Unwiederbringlichen so unwirklich und unvorstellbar wie eine Sage macht — doppelt unwirklich, unvorstellbar und unheimlich, als diese versunkene Gestrigkeit auf der einen Seite ja durch ihre lebendigen Zeugen und durch ihr äußeres Gehäuse der gegenwärtigen Generation noch vor Augen steht, auf der anderen Seite aber noch nicht die mehr oder weniger mythologische Anschaulichkeit der durch Kunst, Symbol, Tradition und Volkspoesie verklärten fernen Vergangenheit gewonnen hat. Eine solche Katastrophe, die Gestern und Heute jäh auseinanderreißt, war die Französische Revolution gewesen, eine noch größere, noch endgültigere der August 1914.

Es leuchtet daher ein, daß und warum jene Zeit, die mit der Jugend der jetzigen Fünfziger zusammenfällt, jenes Jahrzehnt, dessen Hoffnungen und dessen Verirrungen auf den Schlachtfeldern zusammen mit Millionen der Besten begraben wurden, heute noch immer in fahles Dämmerlicht gehüllt ist. Einige wenige Namen sind haften geblieben: Wilhelm II., Edouard VII., Joe Chamberlain, Bülow, Fallières, Graf Zeppelin, Theodore Roosevelt, d'Annunzio. Wenige Ereignisse, die uns einfallen: Burenkrieg, Russisch-Japanischer Krieg, Russische Revolution, das Erdbeben von Messina, Agadir, Annexion Bosniens und der Herzegowina, Türkische Revolution, Balkankriege. Der eine von uns erinnert sich der ersten Kinovorführung mit ihren ewigen Pannen. Dem anderen ist unvergeßlich die Katastrophe der «Titanic», die auf das jugendliche Gemüt um so unheimlicher wirkte, als die Nachricht, wie wir uns wohl erinnern, gerade eintraf, während eine totale Sonnenfinsternis den Mittag jenes Apriltages 1912 gegen alle Naturgesetze in Dämmerung und Nacht verwandelte — düstere Mahnung vor menschlicher Hybris und unheimlicher Verbote des nahen Kulturendes. So tauchen Tausende von Einzelerinnerungen in uns auf, aber wenn wir uns bemühen, sie zu einem Gesamtbilde zusammzusetzen, so erkennen wir die Aufgabe der «Vergegenwärtigung» in ihrer ganzen Schwere.

Angesicht dieser Sachlage wird man achthaben müssen auf die sich mehrenden Anstrengungen, jene verschüttete Epoche wieder vor unserem inneren Auge erstehen zu lassen. Zu den gelungensten dieser Bemühungen ist ohne Zweifel das Buch des französischen Historikers *Jacques Chastenet*, «*La France de M. Fallières*» (Fayard, Paris 1950), zu rechnen. Ja, ich wüßte nichts, was ihm an die Seite zu stellen wäre, wenn wir von einem solchen Buche erwarten, daß es uns jene Zeit mit einer das Kleinste wie das Größte umfassenden Sachkenntnis, aber auch zugleich mit einer nur dem philosophischen Kopf möglichen Meisterung des Gesamtgeistes der Epoche und einer nur dem Künstler gegebenen Kraft, sie anschaulich zu machen, wirklich lebendig werden läßt. Wenn ich sage, daß Chastenet diesem fast unerreichbaren Ziele näher kommt als irgendein anderer mir bekannter Autor, so ist damit sein Rang gebührend gekennzeichnet.

Wir alle kennen die Versuche, jene Zeit durch Photographie und Film heraufzubeschwören, aber wir erinnern uns auch, wie schemenhaft, fremd und leicht lächerlich diese rein technische Evokation auf uns wirkt, um so mehr, je mechanischer diese Mittel sind, mit denen man das Leben nachzuahmen sucht, weshalb gerade alte Dokumentarfilme uns leicht wie die abstoßenden Künste eines amerikanischen «mortician» berühren, der den Toten geschminkt in einen Sessel setzt. Diese unheimliche und unüberzeugende Wirkung hängt aufs engste mit jenen tiefen Problemen der «Geschichte als Vergegenwärtigung» zusammen, von denen bei anderer Gelegenheit zu reden ist. Nur das lebendige Wort vermag den Abgrund der Zeit zu überbrücken, und so ist es keine abgriffige Phrase, sondern eine sehr sinnbetonte Bemerkung, wenn ich sage, daß wir als Leser des Buches von Chastenet noch einmal jene Epoche durchleben, die für Frankreich durch die joviale Figur seines Präsidenten Fallières nominell-politisch repräsentiert wird. Ich spreche dabei für diejenigen Leser, die heute die Fünfzig überschritten haben; ob auch die jüngeren, deren eigene Erinnerung nicht so weit zurückreicht, ein gleich lebendiges Bild von der Lektüre empfangen, muß dahingestellt bleiben.

Monsieur Fallières ist nur ein behagliches und sympathisches Symbol. Die wichtigere Wirklichkeit, die hinter ihm steht, ist jenes Frankreich seiner Zeit, das noch weit mehr, als es heute der Fall, Europa repräsentiert, mit allen französischen Besonderheiten, die gerade dem nichtfranzösischen Leser merkwürdig sind. Wenige Stichworte genügen als Elemente der politischen, geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Welt, in der man lebte: Marokkokrise, Sturz Delcassés, Nationalismus und Antimilitarismus; Dreifus-

Affäre; die «Großen Tenöre» des Parlaments Jaurès, de Mun, Deschanel, Ribot, Briand und Clemenceau, und die «Großen Techniker» der Politik, Poincaré, Rouvier, Caillaux, Millerand oder Doumer; die große Presse als Gegengewicht des allmächtigen Parlaments; die Angelpunkte der inneren Politik (Laizismus, progressive Einkommensteuer, Streiks); die Klippen und Krisen der äußeren Politik von der Konferenz von Algeciras bis zur letzten von der grimmigen Figur Poincarés beherrschten Phase; Prosperität und Stabilität des Wirtschaftslebens, Stagnation der Bevölkerung, Milliarden von Ersparnissen und Unantastbarkeit der Währung wie des Eigentums; «monde» und «demi-monde»; die deutlich gegliederte, aber doch lockere Hierarchie der Klassen von der Aristokratie und dem grundsatzfesten Bürgertum über Mittelstand und «classes populaires» bis zu den Bauern und Fischern der Provinz; die großen Ideenströmungen der Zeit von der Soziologie Durkheims und Lévy-Bruhls, dem Relativismus Henri Poincarés, dem aufrüttelnden Antiintellektualismus und Vitalismus Henri Bergsons, dem das Dynamit der Zukunft bereitenden Gewaltapostolat eines Georges Sorel über den mystischen Sozialismus Péguy's und den Neothomismus bis zu Maurras und der «Action Française»; neue Richtungen und Führer des literarischen und künstlerischen Lebens; Technik und Amusement der Zeit. Das alles verknüpft mit den «petits faits», die dem Ganzen erst Farbe, Geruch und Leben geben: die charakteristischen Anekdoten, die chansons des Montmartre, die wie Dolche geschliffenen Sätze, die die Politiker einander entgeschleudern, die Salons der Duchesse de Rohan oder der Comtesse de La Rochefoucauld, die uns heute unvorstellbaren Feste, Bälle und Gelage, das «bachot» als das unerläßliche Eintrittsbillet zur Bourgeoisie (ähnlich dem «Einjährigen» in Deutschland), die Kaserne mit allem, was dazu gehört, die Kriegsrufe der Revolutionäre, das Café-Concert und der Kinematograph (den wir hier schon so altmodisch bezeichnen müssen), eine Vorlesung von Bergson 1910 am Collège de France, ein Apéritif in einem der Literatencafés, die Premiere des «Chantecler» von Edmond Rostand, die Negerplastik und die Revolte der «neuen Kunst», Poiret und die Mode, die Entdeckung von Mussorgski und seines «Boris Godunow», der Skandal des «Sacre de Printemps» eines kaum erst bekannten russischen Komponisten namens Strawinsky, die russischen Ballette, das Vordringen des Sports mit seinen Rekorden und Anglizismen, Automobil und «Flugmaschine», die «Zeppeline», von denen sich einer auf französischen Boden verirrt, neue Tänze und neues Verhältnis der Geschlechter. Das alles ist meisterhaft dargestellt, in seiner ganzen Fülle, in seinen verschlungenen Zusam-

menhängen und in seiner auf keine Formeln zu bringenden Vielfalt, die die Widersprüchlichkeit des Lebens selber ist.

Und doch ist dieses Zeitalter natürlich so einzigartig und unverwechselbar wie ein bestimmter Geruch oder eine Melodie. Nehmen wir es noch dazu in seiner französischen Prägung, wie sie uns Chastenet vorführt, so sind es einige Züge, die sich besonders deutlich abheben. Unter ihnen wähle ich die Bürgerlichkeit dieser Gesellschaft als denjenigen aus, der sich dem Leser vor allem aufzwingen muß: die Bürgerlichkeit des ernstesten Fleißes, der Sparsamkeit, aber auch des Behagens, das der Genuß in Sicherheit und im Bewußtsein erfüllter Pflicht verleiht, des unerschütterlichen Festhaltens an bewährten Institutionen und des unbeirrten Glaubens an nicht einmal zur Diskussion gestellte Grundsätze, anderseits der Bürgerlichkeit, deren Vorzüge mit einem — oft allzu hohen — Preis an Enge, Selbstgerechtigkeit und Phantasielosigkeit erkaufte werden.

Was aber waren die Voraussetzungen und Grundlagen dieser Bürgerlichkeit und Geborgenheit? Mit sicherem Blick greift Chastenet eine unter ihnen heraus, deren Bedeutung wohl erst heute, da sie im «Zeitalter der Inflation» und des ins Zynische übergehenden Pragmatismus der Währungspolitik vernichtet erscheint, ganz begriffen werden kann: ein gesundes Geld als Garant des Wohlerworbenen. Die Unantastbarkeit des Geldes ist es, so bemerkt Chastenet, die es in jener Zeit den Menschen erlaubt, sich durch Arbeitsamkeit und Sparsinn zur materiellen Unabhängigkeit emporzuarbeiten und diese Unabhängigkeit an ihre Kinder weiterzugeben. Der Franken, dessen Gewicht und Feinheit zu verändern in den Augen der Bürger jenseits der souveränen Gewalt des Staates liegt, ist nach den Worten unseres Autors nicht nur das unerläßliche Werkzeug des französischen Wohlstandes, sondern zugleich eine der unerschütterlichen Voraussetzungen der Weltstellung Frankreichs gewesen. «Ce n'est pas quand Bergson fait prévaloir l'intuition sur l'intelligence, ce n'est même pas quand les nations d'Europe se précipiteront en armes les unes contre les autres que le noble édifice construit aux XVIIIe et XIXe siècles, en grande partie par des mains françaises, s'écroulera véritablement: c'est quand l'immutabilité monétaire cessera d'être article de foi, quand les détenteurs de l'autorité se croiront affranchis de l'impératif comptable et quand ils s'imagineront être investis du pouvoir divin de faire quelque chose avec rien.»

Die Unantastbarkeit des Geldes ist eine der wesentlichen Bedingungen dieser Bürgerlichkeit, und diese Bürgerlichkeit ist — in Frankreich wie in der übrigen westlichen Welt, nur dort in

besonders ausgeprägter Weise — das eigentliche Fundament der Zeit. Selbst das Geistesleben, so hebt Chastenet mit Recht hervor, ist durch und durch bürgerlich: Bürger sind die Schriftsteller, «weil ein Mensch, der zu schreiben weiß, notwendigerweise eine bürgerliche Kultur besitzt»; und Bürger sind, mit geringen Ausnahmen, ihre Leser. Aber diese Bürgerlichkeit mit ihren Grundlagen und Voraussetzungen ist ein Ganzes, das tief im geistig-moralischen Erdreich der Zeit wurzelt, und diese Wurzeln mußten sich zuvor lockern, ehe das Ganze fiel. Arbeiten, sparen, Genuß und Pflichterfüllung im Gleichgewicht halten, im Eigentum und in der Familie die Anker der Existenz sehen, die fernere Zukunft bedenken, in den Kindern die Verlängerung des eigenen Daseins erblicken, an die öffentlichen Finanzen den Maßstab des guten Hausvaters anlegen, Manipulationen mit der Währung als etwas so Schändliches wie einen betrügerischen Bankerott betrachten — das alles setzt eine bestimmte Gattung von Menschen, eine bestimmte Philosophie, eine bestimmte Orientierung in letzten Fragen voraus. Hier sind die Wurzeln des Ganzen, und zu den wesentlichen Kennzeichen jener Epoche, die man nach dem sprachlichen Muster des «Vormärz» den «Voraugust» Europas nennen könnte, gehört es, daß sich damals bereits jene Wurzeln sichtbar zu lockern begannen. Auch davon gibt Chastenet eine anschauliche Vorstellung, aber was er über Frankreich berichtet, erinnert wiederum an die parallelen Vorgängen in anderen Ländern, insbesondere in Deutschland. Auch in Frankreich wirkt der Sauerteig Nietzsches und der anderen, denen er die Zunge gelöst hat, und unter denen nicht der Geringste André Gide ist; auch in Frankreich kommen die geistig-moralischen Grundlagen der Bürgerlichkeit ins Wanken; auch in Frankreich gerät die Jugend in Bewegung, um Idealen zuzustreben, die die Unbürgerlichkeit gemeinsam haben, im Zeichen eines harten Aktivismus und Pragmatismus, durch einen schließlich zum Bellizismus sich erheizenden Nationalismus, den die Stöße der internationalen Politik zur Entzündung gebracht haben.

Und Deutschland, von wo die meisten dieser Stöße ausgehen? Wer im «Voraugust» in diesem Lande aufgewachsen ist, wird einen besonderen Reiz darin finden, «La France de M. Fallières» sich in ein «Deutschland des Herrn v. Bülow» transponiert zu denken. Vieles, was er in dem französischen Buche liest, wird ihm als etwas international Gemeinsames erscheinen, ganz besonders dann, wenn es von Frankreich seinen Ausgang genommen hatte. Anderes wird ihm als französische Sonderprägung von allgemeinen Zügen der Zeit vorkommen, so daß er keine Schwierigkeiten hat, die deutsche Parallele zu ziehen. Noch anderes aber wird ihn daran erinnern,

daß die Völker auch damals in vielem ihren eigenen Weg gegangen sind, und ihn damit an die Grenzen des Versuchs mahnen, jene Epoche auf einen gemeinsamen internationalen Nenner zu bringen. Um so stärker nur wird er das Bedürfnis empfinden, die deutsche Variante des «Voraugust» in einer Weise lebendig werden zu lassen, die derjenigen des hier gerühmten französischen Buches nicht unähnlich wäre.

Ein solches Buch der Vergegenwärtigung des «Deutschland des Herrn v. Bülow» muß noch geschrieben werden. Noch mehr: da die hier sich stellende Aufgabe so sehr viel schwieriger ist als die französische Parallelaufgabe, so ist zu fürchten, daß wir noch lange auf ein solches Buch zu warten haben. Um so dankbarer sind wir für jedes Werk von Rang, das wenigstens als ein wichtiger Baustein für eine solche Aufgabe gelten kann. Besondere Hervorhebung verdient hier die Sammlung von Betrachtungen und Erinnerungen, die *Bernhard Guttman*n, der verehrungswürdige Nestor des deutschen Journalismus, jüngst unter dem Titel «Schattenriß einer Generation, 1888—1919» (K. F. Koehler, Stuttgart, 1950) veröffentlicht hat. Geschrieben von einem Meister der deutschen Sprache, überliefert es uns ein Bild jener Epoche, das aus den ungewöhnlichen Erfahrungen, den reichen Eindrücken, den klugen Gedanken und der reinen Menschlichkeit eines langen Lebens im Dienste der Deutung der Zeit zusammengesetzt ist. Der Verfasser hat nicht die Absicht gehabt, vom deutschen Standort aus jenes Gesamtbild zu schreiben, das dem Buche Chastenets einigermaßen entsprechen würde, aber es ist nicht schwer, es auch als einen Beitrag zu dieser Aufgabe zu lesen, und man wird es mit Gewinn und Genuß tun. Man möchte es vor allem gern in der Hand vieler junger Leser deutscher Zunge wissen, die sich von kundiger, sicherer und freundlicher Hand in jenes Schattenreich einer Vergangenheit führen lassen möchten, in der die Keime unserer Gegenwart liegen.

Eine letzte Bemerkung drängt sich auf, mit der ich auf den Anfang dieser bescheidenen Betrachtungen zurückgreife. Bücher wie die von Chastenet und Guttman sind ein Zeichen der Zeit. Daß sie geschrieben werden, daß sie zahlreiche Leser finden und daß sie nur besonders hervorragende Beispiele einer sich wahrscheinlich schnell vermehrenden Gattung sind, hat einen tiefen Sinn. Sie entsprechen einem immer lebhafter werdenden Bedürfnis, das von den Autoren wie von ihrem Publikum gleich stark empfunden wird: dem Bedürfnis der Vergegenwärtigung einer noch miterlebten, aber nicht mehr lebendigen und unter den Horizont des Zeitbewußtseins gesunkenen Epoche. Sie zeigen an, daß jener



Augenblick des Wiedererinnerns gekommen ist, der der Phase des Vergessens folgt. Aber es ist ein Wiedererinnern ganz besonderer Art, und das ist ein Umstand, der auch dem Bedürfnis der Vergewärtigung eine eigene Note verleiht. Es ist die Besinnung auf eine Vergangenheit, mit der verglichen die Gegenwart als ein Absturz von der Höhe des Glücks und als ein Abfall von den das Glück verbürgenden Prinzipien erscheint. Lagen in jener Epoche bereits die Keime des Unterganges, oder war der August 1914 eine jener unverdienten geschichtlichen Katastrophen, die eine zwar kranke, aber noch keineswegs zum Sterben verurteilte Kultur grausam vernichten wie ein Lavastrom? Darauf wird niemals eine endgültige Antwort zu finden sein, so wenig man der Versuchung zu solchen Spekulationen widerstehen kann. Sicher aber ist, daß keiner, der der Generation der Aelteren gleich unseren beiden Autoren angehört, jener Zeit ohne jene tiefe Trauer gedenken kann, der Wilhelm Raabe Ausdruck gibt, wenn er seinen Meister Anton ausrufen läßt: «O lieber Herr, wie viele Gärten versinken dem armen Menschen in der Welt!»